Helene.

Roman von A. [illegible]

(13. Fortsetzung und Schluß.)

Noch einmal pochte sie, dieses Mal lauter, deutlicher, ohne daß die Aufforderung um Einlaß irgendwie Erfolg gehabt hätte. Immer bleicher wurde ihr Antlitz, immer weiter traten die Augen aus ihren Höhlungen hervor und ein qualvolles Aechzen entrang sich ihrer Brust. Sie täuschte sich nicht mehr über das, was sie erwartete.

Dann ging die Freiherrin, den Kammerdiener ihres Gemahles zu wecken. Derselbe war noch wach. Auch er hatte etwas wie einen Schuß gehört, bestimmt konnte er es nicht sagen, aber der gnädige Herr hatte ihm befohlen, ihn nicht zu stören, da er schon viele Nächte nicht geschlafen und endlich Ruhe finden wollte.

„Philipp, wir müssen uns um jeden Preis Eingang verschaffen," sagte die Freiherrin mit heiserer Stimme. „Ich habe deutlich einen Schuß gehört und Du weißt, der gnädige Herr litt in letzter Zeit an Schwermuth."

„Um Gotteswillen! Die gnädige Frau glauben doch nicht—," rief der Diener bestürzt aus.

„Was ich glaube, ist wohl gleich, aber ich muß um jeden Preis Zutritt zu den Gemächern haben. Du hast einen Schlüssel zu der Tapetenthür."

„Gnädige Frau, der Herr will nicht, daß der Schlüssel benutzt wird," bemerkte Philipp zaghaft.

„Gieb den Schlüssel," sagte die Freiherrin ungeduldig. „Oder willst Du, daß Dein Herr sich etwa verblute?"

Diese Worte hatten die gewünschte Wirkung. Der Diener holte den Schlüssel, und gefolgt von Philipp betrat die Freiherrin zunächst das Schlafgemach, dann das Ankleidezimmer und endlich das Wohngemach ihres Gemahles.

Sie erschrak nicht mehr, als sie den Freiherrn in einer furchtbaren Blutlache todt auf dem Teppich liegend fand. Von dem Moment an, daß sie im Salon den Knall gehört hatte, wußte sie, daß dieser Anblick sie erwarte. Dennoch war er ein entsetzlicher. Da war jede Hilfe zu spät.

Der Diener schrie laut und dieser Schrei gab der Freiherrin die Besinnung zurück. Wenn Jemand im Schlosse wach wurde? Wenn gar einer der Gäste —

„Ruhig, Philipp. Hier ist vor allen Dingen Ruhe und Besonnenheit noth. Niemand darf erfahren, was sich hier in dieser Nacht zugetragen hat. Schließe die Thüren und dann wollen wir berathschlagen, was zu thun ist. Denke Dir, wenn das gnädige Fräulein, wenn die Gäste —. O, Philipp, warum hast Du nicht besser Acht auf ihn gegeben! Du mußtest doch wissen, bis zu welchem Grade seine Schwermuth gediehen war!"

Der Diener war keines Wortes fähig, während die Freiherrin in solcher Weise jammerte und wehklagte, freilich nur in leisem, unterdrücktem Tone. Sie hatte es nicht geahnt, daß es ein solches Ende nehmen würde, an einen gewaltsamen Tod dachte sie nie. Alles hatte sich zu ihrem Untergang verschworen.

Nachdem Philipp die Thür sorgsam geschlossen und doch selbst vor Schrecken mehr todt als lebend war, hatte die Freiherrin schon überlegt, was geschehen müsse. Philipp mußte vor allen Dingen das tiefste Schweigen beobachten. Niemand von der Dienerschaft durfte erfahren, auf welche Weise der Freiherr gestorben war, wenigstens nicht so lange, als noch Gäste auf Birkenweiler weilten. Der Freiherr hatte ja seit Jahren gekränkelt, und es konnte kaum auffallen, daß er plötzlich gestorben war, er hatte ja schon so lange ganz zurückgezogen gelebt.

In Zukunft konnte die Art und Weise, wie der Freiherr gestorben, nicht ein Geheimniß bleiben. So schickte sie Philipp, daß er einen Diener wecke, der sofort zu dem Arzte eile.

Als die Gäste sich in dem kleinen Salon zum Frühstück versammelt haben, ließen sich die Freiherrin und Margot entschuldigen, da der Freiherr in der Nacht plötzlich gestorben sei. Eine Stunde später zerstreuten sich die Gäste nach allen Seiten, unter ihnen Margot von Birkenweiler's Bräutigam.

13. Capitel.

Der Liebe Lohn.

In einem lieblichen Thale, weitab von der großen Verkehrsstraße, wo weder das Schnauben des Dampfrosses noch viel Wagengerassel die trauliche Einsamkeit stört, liegt ein reizendes Wohnhaus. Es ist nicht eine Villa im eigentlichen Sinne des Wortes, dazu ist es zu groß und geräumig, obschon es eines villenartigen Anstriches nicht entbehrt und auch einen rosenumlaubten Balcon hat. Ein größerer, parkartig angelegter Garten, der sich bis an die hintere Bergwand ausdehnt, umgiebt das Haus.

Es war wieder Frühling geworden, das heißt, jene Zeit, wo der Lenz schon seinen Segen ausgestreut hat, die Zeit des Seins, nicht die des Werdens. Die Laubgänge geben bereits dichte Schatten und selbst die frischgrünen Blätter der Akazie verbergen schon die dunklen, trockenen Samendolden. Der Rasen breitet sich wie ein prächtiger Teppich aus und die Blumenbeete prangen im herrlichsten Schmuck.

In diesem Garten wandeln an einem wonnigen Juniabend zwei dunkel gekleidete Frauengestalten auf und nieder, in welchen wir sofort Tante Karoline und Helene von Birkenweiler erkennen, trotzdem die letztere sich wesentlich verändert hat. Ihre schmalen, blassen Wangen haben eine angenehme Rundung und eine sanfte Röthe macht sie zwei Rosen gleich. Auf ihrer Stirn thront der Frieden und nur um den feingeschnittenen Mund macht sich noch immer der sanfte, melancholische Zug bemerkbar.

Auch das alte Fräulein sieht recht wohl und munter aus und blickt mit ihren klugen Augen fröhlich in die Welt hinaus. Es ist noch einmal Licht und Sonnenschein um sie her geworden und für Helenens Liebe könnte nichts sie entschädigen.

In diesem Augenblick ist die Unterhaltung der beiden Frauen eine ernste. Sie haben Nachrichten von Schloß Birkenweiler empfangen und die lauten immer nicht sehr erbaulich. Margot hat vor einigen Tagen ihre Hochzeit gefeiert in aller Stille, denn das Trauerjahr ist noch nicht zu Ende.

„Die Freiherrin will nun, wenn ihre Tochter von der Hochzeitsreise zurückgekehrt ist, zu dieser ziehen und dann wird Deiner Uebersiedelung nach Birkenweiler nichts im Wege stehen," fuhr Tante Karoline fort. „Es ist mir wie eine Erlösung, daß die Frau nicht mehr in den mir einst so lieben Räumen haust, mit ihr ist auch wohl wieder der Fluch fortgenommen, der, so lange sie dort weilte, auf der Birkenweiler'schen Familie geruht hat."

Eine längere Pause trat ein, während welcher Beide auf und ab gingen.

„Tante Karoline," sagte Helene endlich, „ich glaube, ich werde nie Lust haben, nach Birkenweiler zu gehen. Ich habe so wenig frohe Stunden verlebt, daß die Erinnerung an die Vergangenheit mir vielleicht gar ihre dunklen Schatten in die Gegenwart hinüberwerfen möchte. Laß mich bei Dir bleiben."

Das alte Fräulein gab nicht gleich Antwort, aber in ihren Zügen spiegelte sich eine mächtige Bewegung.

„Ich erkenne Deine Dankbarkeit und warme Zuneigung für mich innig an und ich glaube, ich würde schwer unter einer solchen Trennung leiden, aber — es muß sein. Denke an die Dienerschaft welche daselbst zurückgeblieben ist, sie erwartet mit Sehnsucht den Zeitpunkt, wo ihre neue Herrin von Birkenweiler ihren Einzug halten wird, und wenn auch der Gedanke nicht im Stande ist, Deine Abneigung zu überwinden, dann denke an Deine verstorbene Mutter, deren letzter Gedanke die Hoffnung gewesen ist, daß ihr Kind in den Räumen weilen werde, wo auch dessen Vater seine erste Jugend verbracht hat."

„Ich will gehen, Tante Karoline, wann Du es befiehlst," entgegnete Helene, von der Erinnerung überwältigt, mit einer Thräne im Auge.

„Also zum Winter, mein Kind. Den Sommer verbringen wir noch in dieser wonnigen Einsamkeit.

Das alte Fräulein ging dann bald darauf in das Haus, aber Helene blieb im Garten zurück und setzte die Wanderung allein fort. Jetzt blickte sie sehr ernst—es mußte doch nicht vollständig sein, das Glück, das ihr so unverhofft in den Schooß gefallen war.

Und das war es auch nicht. Der Reichthum, der ihr so plötzlich geworden war, hatte ihr dasjenige für immer geraubt, was sie als das höchste Erdenglück betrachtet haben würde. Er nahm ihr einen treuen Freund, einen Bruder, an dem sie mit nie geahnter Liebe hing. Sie hatte eines Tages gewagt, an ihn zu schreiben und ihn zu bitten, ihr in einer Angelegenheit seinen Rath zu geben, aber er erwiderte ihr sehr kühl und zurückhaltend, daß das Fräulein von Birkenweiler, das so viele Freunde und Beschützer habe, keines weiteren Freundes bedürfe.

Der Brief hatte sie in tiefster Seele verletzt und sie war lange Zeit fest entschlossen gewesen, ihn zu vergessen, aber dann hatte sie eingesehen, daß es unmöglich sein würde. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihn an jenem Abend, als er ihr seine Hand angeboten, abgewiesen hatte. Wenn sie ihm damals sagte, daß sie ihn liebe — wie ganz anders wäre es gewesen. War sie nicht seiner würdig? Mit einem stolzen „Ja" konnte sie sich die Frage beantworten — sie war seiner würdig. Aber was fruchtete es jetzt? Wäre es nicht besser gewesen, sie blieb arm und einsam, als daß sie ihn verlor?

Sie setzte sich auf eine Bank unter einem breitästigen Lindenbaume nieder, wo sie so gern saß und dem Gezwitscher der unzähligen kleinen Sänger lauschte.

Ein Schritt auf dem Kies schreckte sie in ihrem Sinnen auf. Sie sah einen Mann direct auf sich zukommen. War es möglich? Da stand Arthur Wildeck mit sonnverbranntem Gesichte und blickte sie mit seinem glückseligsten Lächeln an.

„Helenchen!"

„Arthur!"

Sie besann sich keinen Augenblick und stürzte in seine ausgebreiteten Arme, um ihm zu beweisen, daß er recht gethan, als er endlich die Vernunft über kleinliche Bedenken schweigen ließ. Ja, sie liebte ihn!

„So liebst Du mich doch, Helenchen?" fragte er triumphirend, und sie so fest an seine männliche Brust drückend, als wolle er sie nie mehr frei geben. „O, Du hochmüthiges kleines Ding, was wäre aus Dir und mir geworden, wenn Tante Karoline sich nicht unserer erbarmt hätte!"

„Tante Karoline?"

„Nun selbstverständlich, Du hast mir doch auf Birkenweiler den schönsten Korb gegeben, wie ihn kein Mensch besser verlangen kann. Gabst Du mir aber damals einen Korb, was hätte ich jetzt zu erwarten gehabt? Du konntest nicht wohl annehmen, daß ich aus mir selber noch zum zweiten Male gekommen wäre."

„So hätte Tante Karoline an Dich geschrieben?" fragte Helene mit heißem Erröthen.

„Zweifelst Du?" entgegnete er, einen Brief aus seiner Tasche ziehend.

„O, laß nur, laß nur, Arthur. Ich danke Gott, daß Tante Karoline an Dich geschrieben hat — ich hätte — ich hätte —"

„Nun, Helenchen?" fragte Arthur gespannt.

Sie sah ihn mit einem rechten Schelmenlächeln an.

„Sonst hätte ich noch einmal an Dich schreiben müssen."

Ein heißer Kuß lohnte ihre Worte. Und dann zog er sie neben sich auf die Bank nieder und begann zu erzählen und sie mit Vorwürfen zu überschütten, daß sie ihm so viele schlimmen Stunden bereitet habe durch ihren Stolz.

„Hätte ich ihn Dir nicht in gleichem Maße zeigen müssen? Das Freifräulein von Birkenweiler ist eine begehrenswerthe Partie im Lande und mancher von altem Adel und großem Reichthum möchte wohl die Hand nach ihm ausstrecken. Ohne Tante Karolinens Brief würde ich es vermuthlich auch vorgezogen haben, zu warten."

Im Herbst desselben Jahres feierten Arthur und Helene ihre Hochzeit, machten dann eine kurze Hochzeitsreise und blieben für den Winter auf Schloß Birkenweiler.

Aber zum Frühjahr folgte Helene dem Gatten nach Wildeck, das nun ihre Heimath werden sollte, denn Arthur's Vater wünschte dringend, die prächtige Besitzung in die Hände seines Sohnes übergeben zu lassen. Dort blieb sie in Zukunft und nur flüchtig wurde das alte, stolze Schloß auf der Höhe mit einem Besuche beehrt. Es gab nichts, was Helene dorthin zog, höchstens war ihr der letzte Wunsch ihrer sterbenden Mutter ein Beweggrund, der sie veranlaßte, es nicht ganz zu vergessen.

Tante Karoline lebte noch vier Jahre. Sie genoß noch die Freude, Arthur's und Helenens Kinder auf ihren Knieen zu schaukeln, und mehr hatte sie nicht gewollt. Die letzten Jahre ihres Lebens hatten sie über Manches getröstet. Ihr Haß war vergessen und sie starb mit einem Segenswort auf der Lippe.

Ein halb Dutzend Jahre später machte Arthur Wildeck mit Helene und Lotta, die ihren Liebling selbst nicht auf Stunden verlassen mochte, eine Reise und berührte dabei Baden-Baden.

Gerade zu dieser Zeit machte eine junge russische Fürstin durch ihren grenzenlosen Aufwand und ihre prächtigen Toiletten viel von sich reden. Ein ganzes Heer von Anbetern war an ihren Siegeswagen gefesselt, trotzdem das Publicum vielbesuchter Bäder, namentlich in Bezug auf vornehme russische Fürstinnen, außerordentlich vorsichtig ist. Sie mußte fabelhaft reich sein, denn wenn sie auch Tag für Tag ein geradezu unerhörtes Glück bei der Spielbank hatte, so hielt doch dieser Gewinn mit ihrer Verschwendung nicht annähernd Schritt. Sie hatte ein zahlreiches Gefolge und unter diesen einen Secretär, der scheinbar eine besonders günstige Stellung bei ihr einnahm. Er begleitete sie überall. Im Uebrigen war es ein hübscher Mann, wenn auch nicht besonders geistvoll blickend.

Weder Arthur noch Helene hatten die russische Fürstin, von welcher man überall hörte, gesehen, obgleich Helene, ihrer weiblichen Neugier folgend, gern einmal die strahlenden Toiletten, die dieselbe ausschließlich von der ersten Modistin in Paris beziehen sollte, bewundert hätte. Eines Tages rollte die Fürstin indessen in elegantem Wagen an den beiden Gatten vorüber. Sie hatte das Haar gepudert und darauf saß ein goldschimmerndes Etwas, das vielleicht einen Hut vorstellen sollte.

„Mein Gott, Arthur, erinnerten Dich diese Züge nicht an Margot von Birkenweiler?" fragte Helene beinahe bestürzt.

„Närrchen — sie wird sich doch nicht in eine russische Fürstin verwandeln."

Kaum hatte er das Wort gesprochen, da jagte auf schwarzem Roß ein Reiter daher. Die Art und Weise, wie er das edle Thier regierte, ließ Arthur sich den Reiter ein wenig näher ansehen. Er unterdrückte nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens. Doch zog er Helene rasch mit fort.

Am Abend besuchte Arthur ohne seine Gattin das Theater, wo man die Fürstin allabendlich in Begleitung ihres Secretärs finden konnte. Es war kein Zweifel; die russische Fürstin mit ihrem Secretär waren Niemand anders, als Herr von Weinheim und seine Gemahlin Margot.

Es waren in der That Herr von Weinheim und Margot. Nachdem die Freiherrin vor einiger Zeit gestorben war, hatte sich dem tollen Uebermuth dieser nach Freude und Vergnügen jagenden Menschen kein Hinderniß mehr entgegengestellt, und da ihnen die gewöhnliche Lebensweise nicht mehr genug Abwechselung gewährte, versuchten sie es auf eine andere Art. Zum Glück lebt Herrn von Weinheim's Vater noch und besitzt ein unermeßliches Vermögen. Ob es seinem Sohne und Margot aber gestattet sein wird, dieses verschwenderische Leben fortzuführen, ist immerhin noch die Frage.

(Ende.)

Zur Auswanderung.

Der Berliner Volkszeitung geht von einem ihrer Leser in Südafrika folgendes Schreiben zu:

Carnarvon, 18. Okt. 1883.

Vor mehreren Jahren schrieb ich Ihnen, daß es wünschenswerth wäre, wenn sich die Auswanderung von Deutschland nach Südafrika lenken möchte. In dieser Zeit hat auch die hiesige Regierung versucht, mit aller Energie die Auswanderung der Deutschen zu befördern. Seit damals aber haben sich die Verhältnisse der Kapkolonie so gründlich verändert, daß ich es für meine Pflicht halte, jeden Deutschen davor zu warnen, in unbesonnener Weise hierher auszuwandern.

Woher es gekommen ist, ob durch den Niedergang der Diamantfelder allein, durch die anhaltenden und aufeinanderfolgenden Trockenheiten, die unsere Bauern ruiniren, oder durch das Raubgeschäftssystem, das hier getrieben wird, oder durch alle diese Ursachen zusammen, so viel ist sicher, daß wir uns hier in einer wirthschaftlichen und kommerziellen Krise befinden, wie sie Deutschland nach der Milliardenzeit durchgemacht hat. Eine solche Krisis aber ist hier bedeutend schlimmer. Südafrika besitzt wenig Hilfsquellen und ist in seinem Bestand viel mehr auf die Naturkräfte, d. i. auf die sparsamen Niederschläge angewiesen, als die meisten anderen Länder, da es fast keine fortwährend Wasser führende Flüsse hat. Die Afrikaner, die schon seit Langem ansässige weiße Bevölkerung sind vorwiegend Grundbesitzer und Beamte, so daß der Handel fast ausschließlich in Händen von eingewanderten Europäern ist, ebenso die ärztliche Praxis und ein großer Theil der Handwerke. Alle diese aber, die in ihrer Existenz auf den Grundbesitz angewiesen sind, leiden bei einer solchen Krisis naturgemäß am meisten, und so ist es gekommen, daß ein Theil der Geschäfte stille steht, die andern aber alle in ihrem Betrieb leiden. Ganz ebenso geht es den Handwerkern, da ein Jeder seine Bedürfnisse so viel möglich beschränken muß. Der größte Theil der hier Auswandernden waren Kaufleute, daher kommt es, daß sich in den Hafenplätzen eine große Anzahl stellenloser junger Kaufleute angehäuft hat, und so sollen sich jetzt in Cape Town und Port Elizabeth mehrere Hunderte solcher unglücklichen, jungen Leute befinden. Glücklich zu preisen sind noch diejenigen, die Mittel genug und Entschluß besitzen, nach Amerika weiter oder nach Deutschland zurückzugehen, denn Afrika ist ein theures Land, und wenn sie erst mittellos geworden sind, wird es ihnen sehr schwer, ja unmöglich, das hohe Reisegeld aufzubringen.

Dann müssen sie versuchen, als Handwerker oder Kellner ihr Brod zu verdienen; aber auch diese Stellungen sind beschränkt in ihrer Zahl und schon jetzt sind Einzelne genöthigt, Hunderte von Meilen in's Innere zu gehen, um nur auf diese Weise ihr Brod erwerben zu können. So ist jetzt im hiesigen Hotel ein junger Deutscher als Kellner angestellt, der vier Monate ohne Stelle in Kapstadt war und sich während der letzten Zeit, in der sein vom Hause mitgebrachtes Geld zu Ende war, nur von trockenem Brod ernährte. Ein mitleidiger Landsmann hatte ihm einige Waaren anvertraut, mit denen er in der Stadt hausiren ging, um nicht Hungers zu sterben. Der junge Mann, der das Gymnasium bis zur Sekunda durchgemacht hat, hätte mit Vergnügen jede Stelle, selbst als Packer oder Hausknecht, angenommen, wenn er nur hätte Arbeit bekommen können.— Mit der Zeit werden sich die Verhältnisse wohl wieder bessern, bis dahin aber ist jeder deutsche junge Kaufmann auf's Eindringlichste zu warnen, nicht ohne vorheriges festes Engagement hierherzukommen.

Ich möchte dem eine andere Warnung anschließen. Die hiesige Regierung hat eingesehen, daß die Deutschen die besten Arbeiter und Colonisten in der ganzen Welt sind, und strengt sich daher an, möglichst viele deutsche Handwerker und Bauern hierher zu bringen. Es ist aber wiederholt vorgekommen, daß gewissenlose Agenten, die den Auftrag hatten, nur Leute mit einem kleinen Vermögen zur Auswanderung zu bewegen, ganz besitzlose Leute hierher brachten, und daß die Regierung, anstatt für die Fehler ihrer Agenten aufzukommen, dieselben einfach im Stich ließ. Bis jetzt ist es zwar noch immer durch die Bemühungen wohlhabender Landsleute, und ganz besonders durch diejenigen der hiesigen deutschen Zeitung, „Des Kaplandes", gelungen, die Leute vor Mangel zu schützen und ihnen Stellen zu verschaffen. Trotzdem ist auch hier die ernsthafteste Warnung vor unbesonnener Auswanderung am Platze, da dies sicher nicht der letzte Versuch des Cape Gouvernement gewesen ist, deutsche Emigranten hierher zu bringen.

— Eigenthümliche Schätzung. Richter: „Wie hoch bewerthen Sie die Ihnen gestohlenen Stiefel?" — Zeuge: „Herr Richter, acht Mark haben sie mich neu gekostet, dann hab' ich sie zweimal vorschuhen lassen, das hat mich jedesmal drei Mark gekostet — macht zusammen vierzehn Mark."

— Aus Oldenburg. Um die Erinnerung an gewisse unliebsame Vorkommnisse der letzten Zeit möglichst schnell zu verwischen und einer erneuten Erregung der Gemüther vorzubeugen, sind von den Behörden, wie verlautet, folgende Anordnungen getroffen worden: 1., In den Restaurants und Wirthshäusern darf keine Ochsenschwanzsuppe verabreicht werden. 2., Der Gebrauch des Ochsenziemers als Züchtigungsmittel ist streng untersagt. 3, Schülern und Studirenden ist das Ochsen bei Strafe verboten.

Beitrag zur Spionenfrage.

Von Adolf Haase.

Von Zeit zu Zeit wird die öffentliche Meinung in Deutschland in arge Aufregung versetzt durch die Mittheilung, daß gestern der oder der wegen Landesverrathes verhaftet worden sei. Gewöhnlich wird hinzugefügt, daß die Behörde Beweise in Händen habe, daß der Betreffende an einen Nachbarstaat Mittheilungen über Festungen oder über Mobilmachungsarbeiten verkauft habe. Die ultima ratio jeder zweckbewußten Politik ist der Krieg d. h. die gewaltsame Erzwingung des eigenen Willens gegenüber einem Anderen, der sich demselben widersetzt. Den Willen, Krieg zu führen, muß auf der Möglichkeit, ihn führen zu können, basirt sein. Dazu gehört, daß man im Frieden nicht nur die Landesvertheidigung im engern Sinne, sondern auch die gesammten personellen und materiellen Hilfsmittel möglichst vollkommen vorbereitet. Da man nun nicht ins Blinde hinein rüsten und arbeiten kann, sondern immer die Rücksicht auf den vermuthlichen Gegner im Auge behalten muß, so folgt daraus, daß man sich schon im Frieden nach Möglichkeit über die Verhältnisse des Gegners, über seine Hilfsquellen, und wie er dieselben ausnutzt, über seine Vertheidigungs-Anstalten, und die Stärke und Beschaffenheit seines Heeres orientirt halten muß. Daß das im Kriege doppelt nothwendig ist, liegt in der Natur der Sache. Die homerischen Helden, Moses und Josua, die deutschen Reichsabschiede des Mittelalters, kurz die ganze Geschichte, sie weisen auf die Nothwendigkeit des „Nachrichtenwesens" hin und lehren uns, daß Diejenigen, welche dies letztere vernachlässigten, sich stets ihrem Gegner gegenüber im Nachtheil befunden haben. In erster Reihe sind zur Ausübung desselben die Gesandtschaften, Konsuln und die Persönlichkeiten berufen, welche in den fremden Staaten als Vertreter des eigenen Landes fungiren. Ihre Berichte und Mittheilungen erstrecken sich aber naturgemäß mehr auf Alles, was ihnen offiziell, oder durch die Presse, oder durch Gespräche mit eingeweihten Personen, oder durch den eigenen Augenschein bekannt wird, auf das also im Allgemeinen, was vor der fremden Macht nicht geheim gehalten werden kann. Bei der völkerrechtlichen Stellung dieser offiziellen Persönlichkeiten liegt es in ihrem Interesse und in dem des Landes, das sie vertreten, daß sie sich um diejenigen Dinge, welche der Gegner geheim hält, nicht in so weit kümmern, daß ihre Vertrauensstellung darunter leidet. Im Allgemeinen werden also diese Staatsorgane nicht das treiben, was man mit Spionage bezeichnet. Wird ihnen etwas Geheimgehaltenes z.B. angeboten, so werden unbetheiligte Dritte in der Heimath mit den Verhandlungen betraut werden.

Der große Generalstab ist diejenige Centralstelle, welche sich schon im Frieden über die fremden Heere Kenntniß verschaffen muß; eine jener Aufgaben bildet daher auch die Einziehung und Verarbeitung solcher Berichte, Mittheilungen und Notizen. Je gewissenhafter ein Generalstab das Studium der fremden Heere nimmt, je eifriger er namentlich der auswärtigen Presse und den in den verschiedenen Landesvertretungen alljährlich vorgelegten Militärbudgets seine Aufmerksamkeit schenkt, desto weniger bedarf er der Spionage, oder besser gesagt, über desto weniger Punkte braucht er sich dann noch Auskunft zu verschaffen. Ganz entlehnen kann dieselbe kein Staat.

Das Kundschafterwesen verstößt an und für sich daher weder gegen die Grundsätze des Völkerrechts, noch gegen die der Moral, denn der Krieg wird und muß durch List und Gewalt geübt werden, und das si vis pacem, para bellum erfordert schon im Frieden eine vollständige Organisation, zu der es beim Kriegsausbruche zu spät sein würde. Dennoch klebt dem Kundschafterdienste etwas Verächtliches an, weil derselbe häufig nur um schnöden Geldes oder Vortheiles willen, oder mit Mitteln ausgeübt wird, die eines ehrenhaften Mannes unwürdig sind. Man hat sich daher auch im Sprachgebrauch daran gewöhnt, diejenigen, welche dem Zwecke des Kundschaftswesens dienen — wir sehen hier von dem durch die Truppen ausgeübten Recognoszirungsdienst natürlich ab —, als Agenten oder Spione zu bezeichnen.

Wer aus Patriotismus seinem Vaterlande Nachrichten über ein fremdes Land bringt, wird Agent, wer das aus selbstsüchtiger Absicht thut, Spion genannt. In der Praxis hat sich die Sache so gestaltet, daß die letzteren sich selbst grundsätzlich als Agenten bezeichnen, während der fremde Staat jeden Agenten, gleichgiltig, welche Motive ihn leiteten, als Spion behandelt. Der Spion steht, wie der Bürger, der mit den Waffen in der Hand vom Feinde gefaßt wird, außerhalb des Kriegsrechts; die Strafen, die seiner harren, sind daher in allen Gesetzbüchern die schwersten. Wie schon das römische Recht den Spion mit dem Tode bestrafte, so droht auch heute noch, aber der entwickelten Kultur unserer Zeit gemäß nur für den Kriegsfall, dieselbe Strafe dem Verräther. Auch ist es alter Kriegsbrauch, den Spion nicht den ehrlichen Soldatentod — durch Pulver und Blei — sterben zu lassen, sondern den schimpflichen Tod durch den Strang. Dennoch fanden und finden sich zu allen Zeiten Leute, welche die großen Gefahren mit in den Kauf nehmen, um sich als Spione verwerthen zu lassen. Trotzdem fällt es sehr schwer, wirklich Persönlichkeiten zu ermitteln, die mit Nutzen verwandt werden können. Mit Ausnahme von recognoszirenden Officieren, die man aber nur im äußersten Nothfalle den unangenehmen Vorkommnissen einer solchen Reise aussetzt, sind es diejenigen Leute, welche durch ihren Stand und Verkehr — Forst-, Polizei- und Zollbeamte, Reserve- oder Landwehr-Offiziere — schon eine gewisse Garantie bieten, die man am Besten verwenden kann.

Nützliche Dienste leisten dann aber auch Kaufleute, die in fremdem Lande ansässig und mit Land und Leuten vertraut sind. Alle diese Klassen melden von ihrem Standpunkt aus, und Sache des Generalstabes ist, die einlaufenden Notizen zu sichten und die einzelnen brauchbaren Körner zusammenlesen. Das würde aber nicht genügen. Im Momente der Mobilmachung braucht man zahlreiche Spione, da dann die Quellen im feindlichen Lande gerade um die Zeit, wo man sie am Nothwendigsten braucht, meist ganz versiegen. Um diese Zeit muß man zuverlässige und bereits erprobte Spione haben. Nun ist aber Denjenigen, die aus selbstsüchtigen Gründen diesen Dienst verrichten, nur darum zu thun, Geld zu gewinnen, ohne dasselbe durch entsprechende Leistungen auch zu verdienen. Es ist daher nothwendig, schon im Frieden zahlreiche, gut besoldete Spione zu unterhalten, denen man Aufträge zu lösen giebt, die diesseits ganz genau bekannt sind. Dadurch prüft man ihre Zuverlässigkeit; unter Umständen erhalten mehrere Spione, die sich aber unter einander nicht kennen dürfen, dieselben Aufträge. Auch ist es üblich, wesentliche Dinge unter Unwesentliches zu vermengen, um den Feind nicht eventuell durch Dasjenige, was wir zu wünschen wissen, auf unsere Absichten oder Befürchtungen aufmerksam zu machen. Denn man muß sich immer darauf gefaßt machen, daß der Feind den Spion faßt oder was gerade bei diesen Leuten, schon ihrer Sicherheit und der wirklichen Rentabilität halber, am häufigsten vorkommt, von unseren eigenen Agenten ebenfalls bedient wird. Es ist daher erstes Gesetz im Felde, den Spion nur unter Umständen zu sprechen, die ihm keinen Einblick in unsere Verhältnisse gewähren, und ihn im Frieden in nichts einzuweihen, ja ihn absichtlich mit falschen Nachrichten auszurüsten. „Bedenken Sie," schrieb Fürst Bismarck einst an den Grafen Arnim, „daß wenigstens einer Ihrer Kammerdiener immer bestochen ist." In ähnlicher Weise kann man hier sagen, von drei Spionen sind immer zwei „Doppelspione".

Nun noch ein Wort über diejenigen Leute, welche man zu solchem Dienst benutzt. Die meisten, das sei hier gleich vorhergesagt, melden sich freiwillig. Gleich abgewiesen werden alle Diejenigen, welche ein vagabondirendes Leben führen, verschuldet und ohne Anhang sind, dabei mit den Strafgesetzen öfters in Conflikt kamen. Diese Leute sind immer unzuverlässig. Besser schon sind diejenigen, welche in ihrem eigenen Vaterlande schlecht behandelt worden sind, politische Flüchtlinge und Aehnliche. Hervorragende Dienste können auch Frauen leisten; denn ihrem Einflusse, wenn sie jung, schön oder pikant sind, pflegen sich bekanntlich selbst die höchsten Würdenträger nicht zu entziehen. Sehr richtig sagte einst der General von Decker, daß ein Geheimniß, das weder durch Frauen noch durch die Geistlichkeit zu erfahren ist, aller Wahrscheinlichkeit nach niemals sich wird lösen lassen.

Endlich aber giebt es in jedem Lande feige Schurken, die, in der Lage, das Vertrauen ihrer Vorgesetzten zu besitzen, sich nicht scheuen, dasselbe wissentlich und schmählich zu mißbrauchen; Leute, deren Patriotismus für Geld zu erkaufen ist und die die Stirne haben, dem Gegner Arbeiten und Schriftstücke anzubieten, welche zum Wohle ihrer eigenen Landsleute verfaßt, nunmehr ihrem Verderben rücksichtslos preisgegeben werden.

Aus dem Gesagten möge hervorgehen, daß jedes Land im Frieden schon über die Nachbarstaaten ein Netz von Agenten und Spionen ausgespannt hält, von dem es meistens erst im Falle eines Krieges den wirklichen Nutzen erwartet. Man beachte wohl gerade diesen Punkt; es giebt den Schlüssel zu der Thatsache, daß häufiger fremde Agenten und Spione deutschen Gerichten in die Hände fallen und trotz vollgiltiger Beweise, daß sie im Solde eines Nachbarstaates bei uns Kundschafterdienste gethan haben und thun, entweder mit verhältnißmäßig kleinen Strafen davon kommen oder überhaupt ganz freigesprochen werden.

Einer der auffälligsten Beweise in der Art war vor drei Jahren der Fall Zimakowsky in Straßburg. Dieser Mann wurde überführt, subsistenzlos, war, binnen wenigen Wochen zu einem großen, eleganten Cigarren- und Photographiegeschäft gelangt zu sein, und zwar durch Gelder, die er aus Paris erhalten und über deren Herkunft er keine Angabe machen konnte. Er war überführt und geständig, seit Monaten die Festungswerke und die Umgegend der Forts aufgenommen, sich bei Unteroffizieren der verschiedenen Truppentheile nach allerlei militärischen Details erkundigt zu haben; ja man fand bei ihm sogar einige vollständige Fragebogen augenscheinlich aus dem französischen Generalstabe. Das aus bürgerlichen Richtern und Offizieren zusammengesetzte Kriegsgericht mußte trotzdem den Mann freisprechen, denn der Vertheidiger bewies, daß Alles, was Zimakowsky gethan, kein Landesverrath sei, da Jedermann aus Karten und dem Augenschein die Lage der Forts erforschen, die Geschütze und Trancheen auf denselben zählen könne, auch bei militärischem Interesse straflos Soldaten nach Punkten ausfragen dürfe, die ihm wissenswerth erschienen. Der Präsident des Kriegsgerichtes—leider und unrichtiger Weise allerdings ein Civilist—legte den Richtern die Frage in demselben Sinne vor, und so mußten diese ganz gegen ihre Ueberzeugung den Mann freisprechen. Begreif's, wer's kann, sagten damals Alle, aber der Fall wiederholt sich öfters, wenn auch nicht immer in so krasser Weise. Es ist nämlich sehr schwer, im Frieden einen Spion zu überführen, daß er wirklich etwas verrathen hat, was die Behörde geheim halten wollte. Als vor Jahren einmal die berühmten Mieg'schen Schießtheorien die deutsche Infanterietaktik umzustürzen schienen, wurden jene Bücher im höchsten Grade sekretirt und blieben nur im Verschluß von Offizieren. Wenige Wochen später konnte man in Frankreich überall die Uebersetzung kaufen. Damals gab mir ein befreundeter Diplomat einmal den Schlüssel zu diesem Räthsel.

Es giebt in Berlin ein Consortium von Agenten, welche nur davon leben, den Nachlaß von Offizieren aufzukaufen. Die meisten Eltern und Verwandten sind froh, die unnütz herumliegenden Bücher und Hefte mit militärischen Notizen zu guten Preisen, die ihnen immer offerirt werden, wegzugeben, und es sind wenige Officiere, bei denen sich nicht eine oder die andere sekrete Instruktion vorfinden dürfte. Nun soll einmal Einer einen Mann wegen Landesverraths anklagen, weil er—wie er beweisen kann—ihm unverständliche Bücher antiquarisch weiter verkauft hat. Dergleichen Verhältnisse könnten wir mehrere anführen, wollen jedoch nur noch darauf hinweisen, daß die fremde Regierung ja meistens nur die Zuverlässigkeit ihrer Agenten prüft und bei großen Affairen sich immer verschiedener unverdächtiger Mittelspersonen bedient, so daß es sehr schwer hält, den eigentlichen Verbrecher juristisch am Kragen zu fassen, wenn man ihn auch moralisch vollständig überführt hätte. Bei Beamten und Soldaten liegt die Sache allerdings anders, so lange sie noch im Dienste sind. Diese Leute können immer wegen Bruches der von ihnen gelobten Amtsverschwiegenheit belangt werden, aber bei diesen Categorien findet man ja, Gott sei Dank, nur in sehr vereinzelten Fällen einen Judas. Der Zweck dieser Zeilen aber war, darauf hinzuweisen, daß sehr häufig in den Händen der Polizei- und Militärbehörden Beweise von ausgeübter Spionage zusammenkommen, die zur Verhaftung des betreffenden Individuums führen, ohne daß dabei die spätere Verurtheilung desselben häufig diejenige Höhe erreicht, welche man berechtigt gewesen wäre, als Strafe für das Verbrechen des Landesverrathes zu erwarten. (Deutsches Montagsbl.)

— Deutlich. Dame (nach einer halbstündigen Conversation): „Sie glauben gar nicht, ich bin den ganzen Tag so sehr in Anspruch genommen, daß ich gar keine Zeit finde, eine Promenade zu machen." — Herr: „Da lassen Sie wohl Ihre Zunge für sich spazieren geh'n?!"

— Wohlgemeinter Rath. Maler: „Herrgott, jetzt schick' ich mein großes Bild von einer Ausstellung zur ander'n und Niemand will's kaufen. Wenn ich nur wüßt', was ich damit anfangen soll!"—Guter Freund: „Weißt was, mach's dem Blindeninstitut zum Präsent!"

Die medizinische Frauenschule in London.

Von M. Calm.

Es ist seit den letzten zwanzig Jahren Viel von dem Studium der Frauen die Rede gewesen. Ob Frauen studiren können, ob sie es sollen? darüber wurde und wird noch vielfach diskutirt. Den Beweis für die Fähigkeit haben einzelne Frauen nicht nur jetzt, sondern zu allen Zeiten geliefert; aber selbst wenn man dies anerkennt, fügt man doch meist hinzu, es müsse für die studirenden Frauen sehr peinlich sein, solche Studien gemeinsam mit männlichen Studenten zu betreiben.

Dieser Einwand richtet sich hauptsächlich gegen das medizinische Studium, und ich gestehe, daß er mir durchaus berechtigt erscheint. Wie sehr auch die Begeisterung für den Beruf, wie sehr die Objektivität, welche die wissenschaftliche Anschauung verleiht, die Schwierigkeiten des gemeinsamen Studiums verringern mögen, sie bleiben doch immerhin noch sehr bedeutend. Gewiß hat man das in England, wo die Frau zwar auf der einen Seite mehr und ungezwungener mit Männern verkehrt, als in Deutschland, wo aber andererseits das weibliche Zartgefühl ganz besonders gepflegt wird, auch empfunden, und hat diesem Uebelstande abgeholfen in die einzig mögliche Weise: indem man besondere Universitäten für Frauen gründete.

Solche Frauen-Universitäten sind: Somerville und Lady Margaret's College bei Oxford, Girton- und Newnham-College bei Cambridge, und die „School of Medicine for Women" in London. In diesen drei Anstalten wird strebsamen Frauen Gelegenheit geboten, akademischen Unterricht zu erhalten, und zwar zum Theil von denselben Professoren, welche die männlichen Studenten unterrichten. Daß dieser Unterricht auch hinsichtlich der Art und der Gründlichkeit derselbe sei, wird schon dadurch bedingt, daß die Prüfungen für die weiblichen und männlichen Studenten die gleichen sind und nur an einer Universität abgelegt werden können.

Während der Studienjahre aber finden an jenen Frauen-Universitäten auch öffentliche Prüfungen statt, und bei einer solchen, verbunden mit einer Vertheilung von Preisen und Anerkennungen (certificates of honor) war es, daß ich die Medizinische Frauenschule zum ersten Mal besuchte.

Man hatte Einladungskarten zu der Feier erlassen, jedenfalls aber an weit mehr Personen, als der Raum der Lecture-Hall (des Vortragssaales) faßte, denn dieser war schon ganz gefüllt, als ich eine Viertelstunde vor der angegebenen Zeit dort eintraf. Selbst die auf einen Garten gehenden Fenster des zu ebener Erde gelegenen Saales waren von außen schon mit Zuhörern dicht besetzt, so daß ich froh war, noch einen Stehplatz in der Thür zu erobern.

In der Mitte des Saales stand ein Tisch, vor dem die Mitglieder des Vorstandes der Anstalt Platz nahmen. Ich kannte nur zwei von ihnen: Mrs. Garrett-Anderson, Dr. med., und Mr. Huxley, Professor der Naturgeschichte; über die anderen Comitemitglieder suchte ich im Prospekt des Instituts Aufschluß; er führte aber eine solche Menge großer Namen an, daß ich dadurch auch nicht klüger wurde. Da fand ich den nie fehlenden Earl of Shaftesbury, den Bischof von Exeter, den Lord Aberdare, den für alle Frauen-Interessen so thätigen Honorable J. Stansfeld, M. P. (Parlamentsmitglied), ferner die Gräfin Buchanan, die Lady Stanly of Alderley. Auch 7 geistliche Herren, außer dem genannten Bischof, und 12 weibliche Aerzte waren darunter.

In einem Halbkreise, in doppelten Reihen, saßen die Jüngerinnen Aeskulap's, dreiundvierzig an der Zahl. „Nun, schön sind sie nicht!" hörte ich einen Herrn hinter mir flüstern. Und er hatte Recht. Mit wenigen Ausnahmen waren die sehr einfach gekleideten Gestalten mit den jetzt am Ende des Semesters etwas müde und blaß aussehenden Gesichtern wenig geeignet, in einer Schönheitsgalerie zu figuriren; eben so wenig aber machten sie den Eindruck des Ungraziösen oder gar Urweiblichen, wie man so geneigt ist, sich weibliche Studenten zu denken.

Professor Huxley, ein freundlicher Greis und eine der wissenschaftlichen Größen Englands, hielt die Hauptrede. In herzlichen Worten erzählte er, wie er vor Jahren an der Möglichkeit, Frauen zu tüchtigen Aerzten zu bilden, gezweifelt habe, wie er dann nach und nach bekehrt worden sei und nun der Anstalt zu den Erfolgen, die sie erzielt, von Herzen Glück wünschten könne. Dann schritt er zu dem Hauptmoment des Tages, der Preisvertheilung.

Die Preise, etwa sechs oder sieben, bestanden in physikalischen und chirurgischen Instrumenten oder werthvollen Werken, je nach der Wissenschaft, in welcher die Schülerin sich ausgezeichnet hatte. Hübsch war es zu sehen, wie die Mädchen bei Nennung ihres Namens errötheten und vor Vergnügen strahlten, — was sie so sehr verschönte, daß der Kritiker von vorhin hinsichtlich Mancher sein Urtheil vielleicht änderte. Als die Erste, nachdem sie den Preis entgegengenommen, sich mit einer Verbeugung zurückziehen wollte, sagte Professor Huxley, er bitte um die Ehre, der jungen Dame die Hand schütteln zu dürfen.— eine Prozedur, die er dann bei jeder der Preisgekrönten, sowie bei den Vielen, welche Anerkennungen (certificates of honour) davontrugen, wiederholte.

Dann folgten noch andere Redner, unter ihnen Mrs. Anderson, deren ruhige, klare Vortragsweise sehr angenehm berührte.

Die erste Anregung zur Gründung der „Medizinischen Schule" ist von Miß Jex-Blake, Dr. med., ausgegangen. Nachdem die Edinburger Universität den Entschluß gefaßt hatte, keine weiblichen Studenten mehr aufzunehmen, kam diese Dame nach London und suchte dort die Theilnahme einiger bedeutender Aerzte zu gewinnen. Es gelang ihr, sieben Doktoren davon ihren Plänen günstig zu stimmen, und drei ihrer Colleginnen, Mrs. Anderson, Dr. Elisabeth Blackwell und Miß Peechey schlossen sich ihr an. Das Comite war also da und hielt seine erste Sitzung am 22. August 1874 im Hause des Dr. Austie.

Nun aber stellte sich eine Schwierigkeit heraus. Wo sollten die in dieser Weise für den medizinischen Beruf vorbereiteten Zöglinge eine Prüfung bestehen, die ihre Befähigung für die Ausübung dieses Berufs erwies? Nur eine Universitäts-Prüfung genügte dazu, und die Universitäten waren ihnen verschlossen.

Man wandte sich an die erste Sanitätsbehörde und erhielt eine ausweichende Antwort. Darauf begab sich eine Deputation, mit Lord Aberdare an der Spitze, zu dem Herzog von Richmond, um sich zu erkundigen, welches die Ansichten der Regierung über diesen Punkt seien. Auf diese Weise veranlaßt, die Frage zu erledigen, erklärte die Regierung, daß sie den Antrag Mr. Russell Gurney's: Frauen zu dem Universitäts-Examen zuzulassen, unterstützen werde, und in Folge dessen wurden 1876 alle 19 medizinischen Prüfungs-Collegien Großbritanniens ermächtigt, ihre Diplome auch weiblichen Studenten zu verleihen, Gebrauch von dieser Ermächtigung — die aber keine Verpflichtung in sich schloß — machte zuerst die Londoner Universität. Im Jahre 1878 eröffnete sie ihre Thore den Frauen, nicht nur zur Ablegung des Examens, sondern auch für das Studium, und zwar mit ganz denselben Rechten, welche sie den männlichen Studirenden gewährt. Der Beschluß wurde mit 241 Stimmen gegen 132 Stimmen gefaßt; unter der Mehrheit befanden sich 22 Aerzte.

Dem Beispiel der Londoner Universität folgte bald die „Royal University" in Dublin, dann das „King's und Queen's College" in Irland und schließlich im März 1881 die Universität Cambridge.

So ist denn denjenigen Frauen, welche sich berufen fühlen, ihrem eigenen Geschlechte als Aerzte zu dienen, in England Gelegenheit geboten, dies Ziel durch eine der genannten Universitäten oder vermittelst der Medizinischen Frauenschule in London zu erreichen. Daß sie das letztere Mittel meist vorziehen, beweist die Zahl der Schülerinnen jener Anstalt. Die Erleichterung, die ihnen dort gewährt wird, ist übrigens nur eine, wenn ich so sagen darf, ästhetische, in wissenschaftlicher Beziehung sind die Anforderungen nicht geringer, als die der Universitäten, wie aus dem Lehrplan der Schule hervorgeht.

Jedes Mädchen, das in die Anstalt aufgenommen zu werden wünscht—wozu sie sich erst nach vollendetem achtzehnten Jahre melden kann—muß sich einer Eintrittsprüfung unterwerfen, um ihre Kenntnisse in Latein, Arithmetik, Algebra, Naturgeschichte ꝛc. darzulegen. Diese Prüfung wird ihr erlassen, wenn sie früher schon eine der Oxford-, Cambridge- oder London-Examinations bestanden hat. Die englischen Universitäten nämlich, sowie das College of Preceptors in London erlassen seit einiger Zeit alljährlich Prüfungs-Aufgaben, die allen höheren Töchterschulen (High-Schools und Collegiate-Schools) übersandt und von deren Zöglingen gelöst werden können. Mit mehreren dieser Prüfungen sind Preise und „honours" verbunden.

Die Schülerin der medizinischen Schule hat dann einen Kursus von mindestens 4 Jahren durchzumachen, deren erste drei den Studien in der Anstalt gewidmet sind, während sie das letzte Jahr mehr im Hospital bei praktischen Arbeiten zubringt. Zeit und Kräfte — auch die physischen—dürfen also nicht gering bemessen sein; ebenso gehören—wenigstens für deutsche Begriffe — ziemlich große Geldmittel dazu; denn das Honorar für den vollständigen Kursus im Institut und Hospital beträgt 100 Pfd. Für Wohnung und Kost mußten die Studentinnen bisher selbst sorgen und fanden diese in verschiedenen Familien in der Nähe der Schule; jetzt aber beabsichtigt man ein eigenes Boarding-House zu errichten, das wahrscheinlich schon für den nächsten Kursus den jungen Damen offen stehen wird.

Seit seinem achtjährigen Bestehen ist das Institut von 93 Frauen besucht worden. Von den 26 weiblichen Aerzten, die jetzt in England leben, haben 6 ihre Ausbildung dort erhalten. Viele Zöglinge sind, ohne sich das Abgangszeugniß der Universität zu erwerben, in ihre Familien zurückgekehrt, wo ihre sanitärischen Kenntnisse ihnen gewiß auch nützlich sein können. Einige üben ihre Kunst in Indien aus. Dort, wie in der Türkei, halten es die Frauen ja noch für höchst unschicklich, sich von einem männlichen Arzt behandeln zu lassen, und viele würden lieber sterben, als sich außerhalb der herrschenden Sitte zu stellen.

Daß auch in England viele Frauen es vorziehen, einen Arzt ihres eigenen Geschlechts um Rath und Hilfe anzugehen, beweist die bedeutende Berufsthätigkeit, deren jene Damen sich erfreuen. Ein Arzt, den ich darüber sprach und der keineswegs zu den Freunden seiner Kolleginnen gehörte, meinte, es sei nicht zu leugnen, daß Hunderte von Frauen zu Grunde gingen, weil sie aus unberechtigtem (?) Bedenken zu lange zögerten, einen Arzt zu sich zu bitten. Dieser Ausspruch, scheint mir, genügt, um das medizinische Studium der Frauen zu rechtfertigen.

Lob des Kaffees.

[Von einer hochsemestrigen sächsischen Jungfrau.]

Bei ä richt'gen Gaffeebund
Muß der Disch sin scheene rund,
Mitten d'rauf ä Rosenpflänzchen —
I, du scheenes Gaffeekränzchen!

Die Gaffee wurden fein,
Wenn se gut gemahlen sein,
So ganz dubse mit Gefihle —
's merschte gommt an uff de Mihle!

Das kabiern de Mannsen nich,
Was ä zartes Wesen sich
Denkt bei ihrem Schälchen Heeßen —
So ä ganz ästhet'sches Wesen!

Nach ä Meißener Service
Fiehlt mei' Busen Sehnsucht sieß,
Bald noch mehr als nach ä Manne —
Ja, so änne Meiß'ner Ganne!

Reene eckig würd' ich schier,
Wenn beim Schälchen Heeßen mir
Risse einst mei' Lebensknötchen —
I du scheenes Gaffeetöpchen!

Dem Herrn Hofprediger.

Wie hochmuthig war dein Sehnen
Englands Küsten zugewandt!
Stöcker, mit welch stolzen Plänen
Zogst du an der Themse Strand!

Als der zweite Luther glänzen
Wolltest du auf fremder Erd'.
Weh, wie bist zu Deutschlands Grenzen
Du so trist zurückgekehrt!

Mußtest freudlos heimwärts schiffen,
Hast an Ruhm nichts mitgebracht:
Ausgetrommelt, ausgepfiffen,
Ausgezischt und ausgelacht!

(Kladderadatsch.)

Schwüle Luft.

„Versteck' Dich zu mir in die Laube!
Geschwind, mein liebliches Kind!
So schwül ist's; und mit dem Staube
Buhlt schon der Wetterwind.

Versteck' Dich zu mir in die Laube,
Und gieb Dich dem Winde nicht blos!
Schon kommt Deine Mutter — ich glaube,
Jetzt geht das Gewitter los!"

Armselig.

Armseligkeit! Du Wort so schön,
So herrlich und so gänzlich wahr!
Kann ich, am Arm das Liebchen, geh'n,
So bin ich selig ganz und gar!

— Doppelsinnig. „Lieber Freund, heut' ist der erste des Monats, leihe mir 20 Mark; am End' bekommst Du sie wieder."

— Folgerung. „Warum ist denn heute die ganze Stadt beleuchtet?" — „Weil die Prinzessin ein Kind bekommen hat." — „Das muß ich mir notiren. (Schreibt in sein Notizbuch): Wenn die Deutschen ihre Städte beleuchten, bekommen die Prinzessinnen Kinder."

Verschiedenes.

— Im Hause der Vestalinnen zu Rom haben die eifrig fortgesetzten Ausgrabungen schon wieder eine neue, hochinteressante Ausbeute zu Tage gefördert. Ziemlich nahe dem Platze, wo jüngst drei Sockel von Vestalinnenstatuen mit darauf bezüglichen Inschriften entdeckt wurden, fand man nunmehr einen thönernen Topf, der nicht weniger als achthundertundvierzig Silbermünzen, sowie eine Goldmünze und eine kupferne Agraffe mit silberner Tauschirung enthielt. Die Agraffe trägt den Namen des Papstes Marinus; die goldene Münze gehört der Zeit des Kaisers Theophilus — gekrönt in Constantinopel am 3. Oktober 829 und gestorben im Jahre 842 — an, die Silbermünzen rühren, wie es scheint, von nördlichen Königen, Zeitgenossen von Theophilos, her. Diese Entdeckung ist nicht nur deshalb wichtig, weil die Aufklärungen über das Schicksal Roms und des Forums in jenem dunkeln geschichtlichen Zeitraume geben kann, sondern auch, weil dadurch bewiesen wird, daß der Boden in der Nähe von St. Maria Liberatrix seit dem neunten Jahrhundert nicht aufgewühlt wurde. Dieser Umstand läßt wohl hoffen, daß die jetzigen Ausgrabungen ungewöhnlich erfolgreich für die archäologischen Studien sein werden.

— Die königliche Tafel als Gerichtshof zweiter Instanz in Ungarn hat das gegen Spanga und Pitely, die Mörder Mojlaths, gefällte Todesurtheil bestätigt, dagegen das Todesurtheil gegen den Leibhusar Berecz wegen Theilnahme am Morde in Zuchthausstrafe von 15 Jahren abgeändert.

— Eine naive Lutherfeier wird aus Arnsburg im Riesengebirge mitgetheilt: Ueber den Anfang der Dorfstraße des Dorfes Steinseiffen war nämlich von einem Baume zum andern eine Guirlande gezogen, von deren Mitte ein Kranz herabhing, der um einen Bogen Papier mit folgender Inschrift gebunden war: „Wir gratuliren Herrn Dr. M. Luther zu seinem 400. Geburtstage.

— Der „Russ. Kur." weist darauf hin, daß sich in einigen Dörfern des Kreises Ljubim bis jetzt die alte Sitte erhalten hat, sich die Braut zu „kaufen". Wer sich verheirathen will, ist der Sitte gemäß verpflichtet, den Eltern der Braut nach gegenseitiger Uebereinkunft eine gewisse Summe zu zahlen. Der höchste Satz pflegt 100 Rubel zu sein.

— Der Geheime Regierungsrath Prof. Dr. Arnold Schäfer ist am 20. Novbr. in Bonn in Folge eines Gehirnschlags verstorben. Geboren am 16. October 1819 in Bremen, studirte er unter Gottfried Hermann in Leipzig, ward darauf Lehrer am Blochmann'schen Institut in Dresden und später an der Fürstenschule in Grimma. Schon während seiner Thätigkeit als praktischer Schulmann beschäftigte er sich eifrig und eingehend mit geschichtlichen Forschungen, als deren erste Frucht seine „Geschichte des Demosthenes und seiner Zeit" (Leipzig, Teubner 1856) zu nennen ist und womit er seinen Ruf und seine Bedeutung als Gelehrter begründete. Am 30. November 1857 wurde Schäfer als Professor der Geschichte an die Universität Greifswald berufen und Ostern 1865 an die Bonner Universität.

— Der Gemeinderath von Lissabon hat in Bezug auf Leichenverbrennung beschlossen, daß dieselbe für gewöhnliche Zeiten in jedem einzelnen Falle dem besonderen Ermessen der Betheiligten anheim gegeben sein solle. Doch sollen die Gebeine der auf Friedhöfen Begrabenen nach je fünf Jahren verbrannt werden. Für die Zeiten etwa eintretender Epidemien behält sich der Gemeinderath die Verfügung zwangsweiser Leichenverbrennung vor.

— Der Papst empfing dieser Tage in besonderer Audienz einen polnischen Bauer, Namens Joseph Lewandowski. Derselbe ist 60 Jahre alt und kam aus einem Dorfe sechzig Wegstunden nördlich von Warschau. Er war zu Fuß nach Rom gekommen, um dem Statthalter Christi seine Verehrung auszudrücken; seine Reise hat drei Monate gedauert.

— Von der Aufmerksamkeit, mit welcher man jetzt in Frankreich die Entwickelung der Schule verfolgt, giebt ein amtliches Cirkular Kunde, welches von dem französischen Amtsblatt jetzt veröffentlicht wird. Das Cirkular zerfällt in eine Ermahnung an die Schul-Inspektoren und einen Brief an die Lehrer und handelt über den Unterricht in der Sittenlehre. Zuerst werden die Bücher aufgeführt, welche sich empfehlen, daß sie dem Unterricht zu Grunde gelegt werden. Die Quintessenz der Anweisung zur Anwendung der Bücher findet sich in den Worten: „Sie, Herr Lehrer, sind die Hilfe und gewissermaßen Ergänzung des Familienvaters. Sprechen Sie zu dem Kinde, wie Sie wünschen, daß man zu dem Ihrigen spricht, mit Kraft und Autorität, allemal wo es sich um unbestreitbare Wahrheit und ein unumstößliches Moralprinzip handelt, mit Zurückhaltung, wo Sie Gefahr laufen, religiöses Gefühl zu verletzen, über das Sie nicht Richter sind."

— Ein Bankerott neuester Gattung ist derjenige der Societe nationale des Orpheonistes lillois, des ältesten und bedeutendsten Gesangvereins der Stadt Lille und überhaupt eines der ersten Gesangvereine Frankreichs. Unter den auf Betreiben der Gläubiger beschlagnahmten, dem Vereine gehörigen Gegenständen befinden sich sechs große goldene oder silbervergoldete Lorbeerkränze, zwanzig große goldene Medaillen, neunzehn silberne Medaillen, eine prachtvolle Vase aus Sevresporzellan, welche der Verein als Preise bei Gesangsfesten erhalten hat. Dieselben werden nun öffentlich versteigert. Seit seinem Bestehen hat dieser Gesangverein durch Musikaufführungen über 250,000 Fr. zu wohlthätigen Zwecken aufgebracht, sonstige wohlthätige Leistungen gar nicht gerechnet. Der Verein hatte voriges Jahr ein großes Gesangsfest veranstaltet, welches große Summen verschlang. Noch mehr aber kosteten ihm die Feste, welche er nachträglich veranstaltete, um seine auf demselben errungenen Siege zu feiern. Dadurch wurden nicht nur die reichen Mittel des Vereins aufgezehrt, sondern auch eine Schuldenlast von über 30,000 Fr. geschaffen.

— Der Untersuchungsrichter am Landgericht zu Kaiserslautern, Rheinpfalz, will socialdemokratischen Umtrieben in Kirchheimbolanden auf der Spur sein und fahndet insbesondere nach einer Essenz, welche aus so bedenklich benamsten Stoffen wie „Blutlaugensalz" und „Eisenchloridsäure" zusammengesetzt sein und zur Anfertigung geheimer Schriftstücke verwendet werden soll. In der Hoffnung, daß die gefährliche Correspondenz in ihre Hände fallen werde, haben die Behörden schon seit Wochen Briefsperre über die Verdächtigen verhängt und erst neuerdings wieder eine Reihe von Haussuchungen vorgenommen. Beide Maßregeln haben jedoch bis jetzt lediglich negative Erfolge gehabt.

— Die strafrechtliche Untersuchung gegen den Reichstagsabgeordneten Antoine von Metz ist endgiltig eingestellt.

An Sie.

(Frei nach Heine.)

Du bist, wie Deine Mutter,
So unaussprechlich fad,
Du sprichst wie flüssige Butter,
Wie Honig und Pomad'.

Mir ist als sollt' ich die Hände
Auf's Ohr mir legen beid',
Betend, daß Gott mich bewahre
Vor Deiner Redseligkeit.

Spruch.

Bleibt dir ein irdisch' Glück verschlossen,
Begnüg' dich, es im Traum zu schau'n;
Du kannst aus Geist- und Herzenssprossen
Dir eine Himmelsleiter bau'n.

Beklage nicht, daß dein Verlangen
In weite Ferne ist gerückt,
Denn, was du hast, ist schon vergangen,
Was du erträumst, nur das beglückt.

A. Roderich.

— Auf Umwegen. Schnorrer (in einen Fleischerladen tretend): „Geben Se mer 8 Meter Hosenfutter."— Fleischer: „Aber Hosenfutter hab' ich doch nicht!?"—Schnorrer: „Haben Se sonst nich e' Kleinigkeit for mich?"

— Aus der höheren Töchterschule. Schülerin Ella schreibt in ihrem Aufsatze: „Er war ein Junggeselle, und folglich fehlte ihm alle Anregung zum Guten."

— Der artige Brief. Ein Landwirth richtet an einen anderen, der als Schweinszüchter bekannt ist, folgenden Schreibebrief:

Lieber Freund!

Gestern war ich auf dem landwirthschaftlichen Feste in Dingshofen. Es wird Sie interessiren, zu hören, daß viele Schweine da waren, darunter auch von Ihrer Rasse. Deshalb wunderte ich mich auch sehr, Sie dort nicht zu sehen. Ihr u. s. w.

— Entschuldigt. Präsident: „Sie scheinen mir ein sehr lockerer Vogel zu sein!" — Angeklagter: „Ick bitte Ihnen, Herr Jerichtshof, is det anders möglich, wo ick die reinsten Rabeneltern jehabt habe!?"

— Auch ein Liebesbrief. — „Lieber August! Da ich nichts zu thun habe, schreibe ich Dir; und da ich nichts zu schreiben weiß, bin ich deine treue Rosa."

— Malitiös. Bettler: „Ach, gnädige Frau, sind Sie so gut und schenken S' mir was." — Frau: „Was, ihm etwas schenken? Ich gebe nichts her, und braucht er sich für die Zukunft überhaupt nicht mehr die Treppe da herauf zu bemühen."—Bettler: „Na, nehmen Sie's nur nicht übel; ich hab' heut' auch blos eine Ausnahme gemacht, daß ich da herauf bin, denn in der Regel geh' ich nur in bessere Häuser."

— Voraussicht. Vater: „Du warst nun vierzehn Semester auf der Universität und hast Dein Vermögen verbraucht. Wie wirst Du da einst verstehen, für Deine Kinder zu sparen?" — Sohn: „Sparen? So dumm bin ich nicht — die würden es sonst machen, wie ich."

— Feldwebel: „.... Gefreiter Hubermichel, was verstehen Sie also unter theoretischem Unterricht? — Gefreiter: „Einen Unterricht welcher nicht praktisch ist."

— Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Was thun Sie, wenn Sie im Wirthshaus sind und Feuerlärm geblasen wird?" — Soldat: „Ich lasse mein Glas Bier so schnell als möglich stehen und begebe mich ohne Besinnung auf den Alarmplatz.

— Im Wirthshaus. „Schau Peter, unser Pfarrer hat do' recht mit seiner Red', daß der Weg zur Höll' mit guten Vorsätz'n 'pflastert is; allemal, wenn i' aufsteh'n und zu mein' Weib heimgeh'n will, wird frisch an'zapft."

— Auch ein Lehrprogramm. Mutter: „Ihr Pensionat ist mir empfohlen. Darf ich Sie bitten, mir Ihr Lehrprogramm in kurzen Zügen mitzutheilen?" — Institutsvorsteherin: „Gewiß! Die Mädchen treten mit zwölf Jahren in mein Institut ein, bleiben drei oder vier Jahre, geben hierauf ein Jahr in die französische Schweiz — und dann heirathen sie!"

— Analog. (A und B sitzen zusammen im Eisenbahnwaggon. Als der Zug an einer Hopfenpflanzung vorbeifährt, fragt A:) „Ist das Wein?" — „Nein", entgegnet der Andere, „Bier."

— Abmahnung. Medizinalrath (zu einem sich ihm vorstellenden jungen Arzt): „Ich gratulire herzlich zu Ihrer erfolgten Promotion, lieber Doktor; doch rathe ich Ihnen, die ärztliche Praxis in einer andern Stadt zu beginnen — hier in der Residenz ist die Sterblichkeit ohnedem eine erschreckende."

— Maßstab. Mutter: „Büble, warum bisch denn so still?" — Büble: „Weil i' net gnua gessa han."—Mutter: „I' mai do', Du hättest gnua gessa." — Büble: „Noi, i' han no' net Bauchweh."

— Aus einem Soldatenbrief. — — — „Am neunten Tage bekamen wir Speck und Fühlung mit dem Feinde." — — —

— Ein guter Sohn. Sohn: „Vater, ich möcht' aach zwaa Paar Würschtlich haben!" — Vater: „Du kriegst kaane." — Sohn: „Wenn De mer net laßt geben zwaa Paar Würschtlich, werd' ich sagen der Mamme, daß Du hast gegessen zwaa Paar Würschtlich!" — Vater: „Kellnerin, geben Sie mei'm Nathan zwaa Paar Würschtlich!" — Nathan (der nun wirklich zwei Paar Würschchen erhalten hat, ruft, nachdem er sie vertilgt): „Jetzt sag' ich dennoch der Mamme, daß De hast gegessen zwaa Paar Würschtlich!"

— Starke Zumuthung. Ein armer Pastor ersucht um Gehaltszulage und schließt seine Bitte mit den Worten: „Herr Rath, wenn ich keine Zulage bekomme, so muß ich mit Frau und Kind verhungern." —Rath: „Thun Sie das — thun Sie das, mein Lieber! Das wird Sensation erregen und am schnellsten zur Abhilfe führen."

— Zwei gute Bekannte. „Was machst du denn? Statt zu schießen, grüßt du den Hasen?" — „Ach, den hab' ich schon so oft gefehlt, daß wir bereits gute Bekannte sind."

— Zum Umgang mit Landräthen. Der Gemeindevorsteher Gutsbesitzer Fuhrmann aus Deutsch-Marchwitz ist, weil er die vom Landrathe des Kreises Namslau, Baron v. Ohlen an ihn gerichtete Frage: „Wo seid Ihr her?" mit derselben Frage erwidert hat, seines Amtes als Gemeindevorsteher entsetzt worden. Hieraus geht hervor, 1) Landräthe zwar selbst ihrzen, jedoch nicht wiedergeihrzt werden dürfen; 2) Landräthe in Hinsicht der Frage nach der Herkunft als Lohengrine anzusehen sind. Indem wir auf Grund obiger Erfahrung zur größten Vorsicht im Verkehr mit Landräthen mahnen, bemerken wir zugleich, daß es hie und da auch Leute giebt, die es nicht vorzugsweise lieben, von Landräthen geihrzt zu werden, und stellen zur Erwägung, ob nicht die homerische Formel: „Wer und woher der Männer?" sich besser zur Verwendung eignen würde, als die leicht verletzend wirkende Frage: „Woher seid Ihr?" (Kladd.)